



Ottomar Starke

Kennzeichnend für den Durchschnittsberliner kleinen Herkommens, zumal die durch den Militärversorgungsschein zu subalternen Beamten gewordenen ehemaligen Unteroffiziere, war auch das lebenslustig-gesunde Kolorit des Gesichts und die Wohlgenährtheit. Zu dem Bilde jener Tage gehörte ferner der hagere Gardeoffizier mit dem stereotypen „Äh-Äh“-Stottern und dem Monokel, den nichts aus seiner blasierten Unerschütterlichkeit bringen konnte, und der stark auf manche Schichten abfärbte: als ideales Vorbild diente er dem sich als Sportsmann fühlenden Hoppegartenbesucher mit dem schweren Fernglas im beriemten Lederetui, dem schäbiggentilen Deklassierten im Café oder Restaurant und dem Ritter von der Elle bei Hertzog oder Gerson. Und auch der „Urberliner“, wie er sich gern nennen hört, ist um die Jahrhundertwende noch nicht ganz ausgestorben — er lebt ja in gleichsam fossilen Einzelexemplaren selbst noch heute —, der Weißbierphilister von ehemals, wie ihn aus jenen Tagen Erdmann Graeser in „Lemkes sel. Witwe“ gezeichnet hat. Sehr hübsch schildert ihn ein Anonymus damals folgendermaßen: „Manchmal ist er in einem glücklichen Geschäft zu Wohlstand gekommen und rangiert fast unter den Patriziern, meistens bleibt er in der anonymen Masse, dem mittleren Beamtentum und in den bürgerlichen Bezirksvereinen; je seltener er auftritt, desto origineller ist seine Wirkung. Bei der allgemeinen Schwenkung zu militärischem Paradeblanz ist er zurückgeblieben, und so wenig wie in die neuesten Stadtviertel findet er sich in die Physiognomien seiner Nachkommen. Heute wie einst ist er gemütlich, schlagfertig, zynisch, und sein unmodischer Alltagskopf, weder gepflegt, noch ungepflegt, hat etwas von einem Massenartikel mit Garantieschein für praktischen Gebrauch.“